Der Millionär

Autor(en): **Schmid, Hans Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 14

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-755191

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Millionär

ERZÄHLUNG

VON HANS RUDOLF SCHMID

Zweite Fortsetzung und Schluß

Noch nie in seinem Leben hatte Peter Hotz bemerkt, daß seine Mutter Macht über ihn hatte. Nun, da sie tot und begraben war, schien es ihm, der gute Geist sei aus seinem Dasein entschwunden. Die Mutter war, wenn auch still und unbeachtet, doch stets dagewesen. Sie hatte ihm still und unbeachtet gedient. Sie hatte ihm die Kleider in Ordnung gehalten, hatte für ihn und Haniß die Mahlzeiten bereitet, hatte ihm etwas aufgehoben im Chuchichästli, wenn sie wußte, daß er spät nach Hause kam. Sie hatte auch über seinen Geschäften gewacht, und die ganze Entwicklung der letzten Zeit hatte ihr nicht gefallen. Es war seltsam. Die Mutter sprach wenig, meist überhaupt nichts. Sie fragte wenig oder gar nichts. Und doch mußte Peter ihr erzählen, was er trieb; und was er nicht erzählte, das blieb wie ein schwerer Stein auf seiner Seele liegen. Von der blonden Trudi und der Wohnung mit dem Doppelschlafzimmer hatte er der Mutter nie erzählt. Sie wußte auch vom Bankkonto nichts. Sie wäre nicht einverstanden gewesen, sie hätte sich widersetzt, sie hätte Peter befohlen, die Hände von diesem Weib zu lassen und sich den Bank- und Zinsherren in der Stadt fernzuhalten. Er aber, durch seinen Hang zum Großtun verführt, hatte den Fuß bereits in der Schlinge.

Was sollte Peter Hotz nun mit seinem Besitztum beginnen? Für die Landwirtschaft hatte er als Millionär keine Lust mehr, die Kiesgruben waren schon da und dort mit Unkraut überwachsen, die Ausbeute lohnte sich auch kaum mehr, denn der Baumaterialbedarf war in den letzten Monaten merklich zurückgegangen. Hotz habe eine feine Nase, sagte man, weil er die Kiesgrube rechtzeitig aufgab. Zur gleichen Zeit nämlich sanken die Preise für Sand und Kies auf ein Nichts hinunter.

Mit dem Versiegen der Einkünfte aus der Kiesgrube kam Peter, da auch die Landwirtschaft nicht viel abwarf, bald in Geldverlegenheit. Er holte Geld auf der Bank. Er war ja Millionär und hatte Kredit.

Sein Selbstbewußtsein wuchs dabei immer mehr, auch sein alter Trotz und Uebermut wich nicht, sondern wurde erst recht lebendig und rücksichtslos. Eine seltsame Lust stachelte ihn, wo es immer war die Menschen zu schockieren und sie, wenn sie sich gegen ihn wandten, mit seinem Geld zu demütigen. So wurde der «Millionen-Hotz» stadtbekannt.

In den «Blauen Raben» ging er nicht mehr; der schickte sich nicht für Millionäre. So wollte er bei den Millionären sitzen, aber doch in seiner eigenen Art. Er setzte sich hemdärmlig an die gedeckten Tische der vornehmsten Gasthäuser. Wenn sich dann ein befrackter Kellner nahte und nach einer verbindlichen Redensart suchte, um ihn höflich aufmerksam zu machen, was die Sitte sei, so glotzte Peter ihn lange herausfordernd an, griff dann in die Tasche, in welcher er sein Papiergeld hatte, packte eine Handvoll halb zerknüllter Scheine und hielt sie dem Diener hin:

«Sä da, wotscht?»

Wollte einer zugreifen, so verschwand die Hand mit dem Geld wieder in der Tasche, und Peter lachte ihn aus:

«Häsch g'meint?»

Immerhin, der Gast hatte sich als Besitzer einer hinreichenden Summe Geldes ausgewiesen. Manchem Wirt genügte das vollauf, um die Flegelhaftigkeit des Gastes zu übersehen. Solange Peter mit seinem Geld Eindruck machen konnte, war er befriedigt, und als Gast sah man ihn nicht ungerne, denn er ließ sich fürstliche Trinkgelder abblocken; und wenn er im Uebermut ein Glas zerschlagen oder eine Platte verschüttet hatte, besah er die Rechnung nicht lange und ließ sich doppelt oder dreifach überfordern. Eines Abends saß er mit der blonden Trudi in einem gepflegten Restaurant. Ihre schlechte Laune reizte ihn. Er wollte wissen, ob sie etwa genug von ihm habe, jetzt, wo seine alte Mutter gestorben sei, und wo er ihr eine Ausstattung gekauft und eine Wohnung gemietet habe. Jetzt, wo er ernste Absichten habe, da die Wohnung ja vorhanden sei und die Sache ihm gehöre. Trudi suchte ihn zu beruhigen, aber umsonst. Sie suchte ihm den Gedanken an die Heirat auszureden; daran lag ihr nichts. Statt ihr zu widersprechen, ergriff er einen Aschenbecher und schleuderte ihn auf einen neuen elektrischen Kronleuchter an der Decke, der splitternd auf Tische und Boden stürzte. Es wurde dunkel im Saal. Lärm, Durcheinander, Protest erhob sich ringsum. Als die Diener Kerzen brachten, mit denen der glänzende Raum sich notdürftig erhellen hieß, war Trudi verschwunden. Hotz lag mit verglastem Blick in seinem Stuhl.

Der Wirt war herbeigeeilt und machte, da alle Gesichter nach Peter umgewandt waren, diesem energische Vorwürfe.

«Zahlen!» befahl Hotz barsch, ohne von den Worten des Wirtes Notiz zu nehmen.

Der Schaden wurde untersucht und zusammengestellt. Es war eine hübsche Summe. Hotz zahlte und verließ den Raum, ohne sich umzublicken.

Peter Hotz hatte in seinem Wahn, Millionär zu sein, nicht beachtet, was das Sinken der Kies- und Sandpreise zu bedeuten hatte. Von einem Tag zum andern war der Krach da. Er bedurfte Geld, die Bank zögerte, als er am Schalter erschien und einige Tausender begehrte. Man müsse sich erst über die Sicherheit der Hinterlagen vergewissern, hieß es.

Darauf begab er sich zu Nievergelt, der eine Villa am Berg bewohnte. Er hatte sich nun doch entschlossen, seine Liegenschaften zu verkaufen. Zum Preis einer Million, wenn es sein mußte. Allenfalls konnte es auch etwas weniger sein.

Nievergelt war nicht zu Hause. Eine Magd wies den Eindringling zurecht, weil er die Schuhe am Schorreisen nicht gereinigt hatte.

Darauf ging er zu Trudi. Die Dienstmagd öffnete ihm und sagte etwas verwirrt, das Fräulein sei nicht zu Hause. Peter schob sie nach kurzem Wortwechsel beiseite und trat in die Stube. Auf dem Tisch standen Schalen mit Konfekt, daneben eine Flasche und zwei halb geleerte Gläser. Auf dem Diwan saß Herr Nievergelt und lächelte den Hereintretenden verlegen an.

«Guten Tag, Herr Hotz, nett von Ihnen, daß Sie uns die Ehre erweisen . . .» Weiter kam er nicht.

«Was händ Ihr da z'tue?» herrschte er Nievergelt an. «Wo ist sie?»

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt er zur Schlafzimmertüre, die von innen verriegelt war.

«Aufmachen!» donnerte er außer sich.

Doch im Schlafzimmer regte sich nichts.

«Seien Sie doch ruhig, Herr Hotz, Fräulein Trudi zieht sich um», beschwichtigte Nievergelt.

Peter fühlte die Lüge instinktiv, die sich hinter diesen glatten Worten verbarg. Aber gleichzeitig schämte er sich ein wenig vor Nievergelt und ließ die Hand von der Türfalle sinken.

Nievergelt nahm die Gelegenheit wahr, um wieder Oberwasser zu gewinnen und sagte:

«Wie steht es mit Ihren Liegenschaften, haben Sie sich nun besonnen, was sie wert sind?»

«Ihr könnt sie haben für eine Million», sagte Peter, etwas kleinlaut geworden. Es bedrückte ihn, hier mit Nievergelt zusammensein zu müssen, ihm sein Land gleichsam anzutragen.

Nievergelt lachte, was er zum Hals herausbrachte.

«Ihr Land können Sie behalten, Herr Hotz!» rief er so laut, daß Trudi im Schlafzimmer es hören mußte, «Ihr Land ist keinen Rappen wert, nach Ihrem Land fragt kein Mensch mehr. Meine chemische Fabrik hat sich anderswo eingerichtet. Ueberhaupt ist es Schluß mit Spekulieren,» setzte er hinzu.

Dann erfuhr Peter Hotz, wie es um ihn und seine Habe stand. Die Sand- und Kieshypotheken seien futsch, erklärte Nievergelt. Mit dem Geldverdienen sei es vorbei. Die ganze Stadt stehe vor dem Konkurs.

Nun trat Trudi ein, gekämmt und angekleidet. Peter ging auf sie zu:

«Gelt, du kommst zu mir ins Dorf hinaus», bat er leise, wie um Verzeihung bittend, «ich bin ganz allein, ich sollte jemand haben, der mir die Sache macht.»

Trudi lachte hell heraus.

«Du kannst jetzt gehen», sagte sie und blickte hochnäsig zur Seite. «Oder glaubst du, ich helfe dir Mist zetteln? Du Habenichts, du Hochstapler!»

Peter hatte seine Geliebte noch nie in dieser Tonart reden hören. Er traute seinen Sinnen nicht. War das die blonde Trudi, die ihn umschmeichelt hatte, der er jeden Wunsch von den Augen abzulesen suchte, der er Geld und Geld und wieder Geld gegeben hatte?

«Du kannst jetzt gehen», wiederholte sie und öffnete die Tür. «Hier hat der Zimmermann das Loch gemacht.»

Peter Hotz war zerschmettert. Langsam und müde trat er zur Türe hinaus, ging er die Treppe hinab.

Auf der Straße spielten Kinder. Sie spielten «Himmel und Hölle». Längs der Straße hatten sie Felder in den Staub gezeichnet, zwei Reihen quadratischer Felder und ein diagonal geteiltes neben einander, an einem Ende waren die beiden Felderreihen durch einen Halbkreis abgeschlossen. Der Halbkreis war der Himmel. Ein paar Knaben und Mädchen waren da; ein kleines Lockenköpfchen war auf dem Weg von der Hölle zum Himmel. Es trug auf der Schuhspitze einen bunten Scherben Glas. Diesen Scherben mußte es auf der Schuhspitze durch die Staubfelder tragen, und wenn es den Himmel gewinnen wollte, durfte der Scherben nicht von der Schuhspitze fallen, bis es selbst im Halbrund angelangt war, das den Himmel vorstellte.

Peter stand am Rand der Straße und schaute dem Spiel zu. Der kleine Lockenkopf war gebeugt und ließ den Scherben auf der Schuhspitze nicht aus dem Auge. Es schlürfte von einem Quadrat zum andern und zuletzt ins Halbrund am oberen Ende.

«Ich bin im Himmel!» jubelte das Mädchen, die übrigen Kinder schrien mit: «Im Himmel!» und eins nach dem andern machte sich daran, ebenfalls einen Scherben auf der Fußspitze in den Himmel zu tragen.

Peter Hotz weinte. Er ging nach Hause, nicht mit der Eisenbahn, nicht mit der Kutsche, sondern zu Fuß. Immer blickte er zu Boden, wie wenn er auf der Schuhspitze einen Scherben trüge. Ob sein Weg in den Himmel führte, darnach hatte er bis jetzt nie gefragt.

Zu Hause hockte und erwartete ihn der alte Millionengeist. In der untersten Schublade, im hintersten Schubfach saß er, und Peter suchte den ganzen Abend nach ihm. Er wußte, die Alte hatte irgendwo Geld zusammen gehamstert, auf jeden Fall mußte etwas vorhanden sein. Er hatte sich nicht darum gekümmert, solange er Geld die Fülle hatte. Zunächst fand er einen Umschlag mit der Aufschrift «An meinen Sohn Peter Hotz». Peter hielt den Brief vor das Licht. Geld war nicht darin. Also suchte er weiter, bis er bei der untersten Schublade war. Dort lag zuvorderst die Saublater mit einem geringen Betrag in Kleingeld. Peter räumte das ganze Fach aus, in dem sich wollene Strümpfe befanden, je zwei und zwei an einem Bund. Eines dieser Bündel war so schwer, daß es seiner Hand entfiel, als er darnach griff. Da mußte etwas drin sein. Und wirklich, da lagen ganze Stangen Fünfliber sauber aneinandergelehnt, umhüllt von Banknoten. Alles in allem ein ansehnliches Geld. Und in einer kleineren Stange war Gold. Auf dem Gold hatte die Mutter besonders viel gehalten. Wenn sie ein Goldstück bekam, gab sie es nicht wieder her. Lieber holte sie eine Note zum wechseln oder gab Fünffrankenstücke, wenn sie etwas zu bezahlen hatte. Gold mußte man behalten. Nur das Gold war in seinem Wert unerschütterlich. Das Papier ist Papier, mögen noch so große Zahlen drauf stehen. Beruhigt packte Peter den Schatz wieder ein.

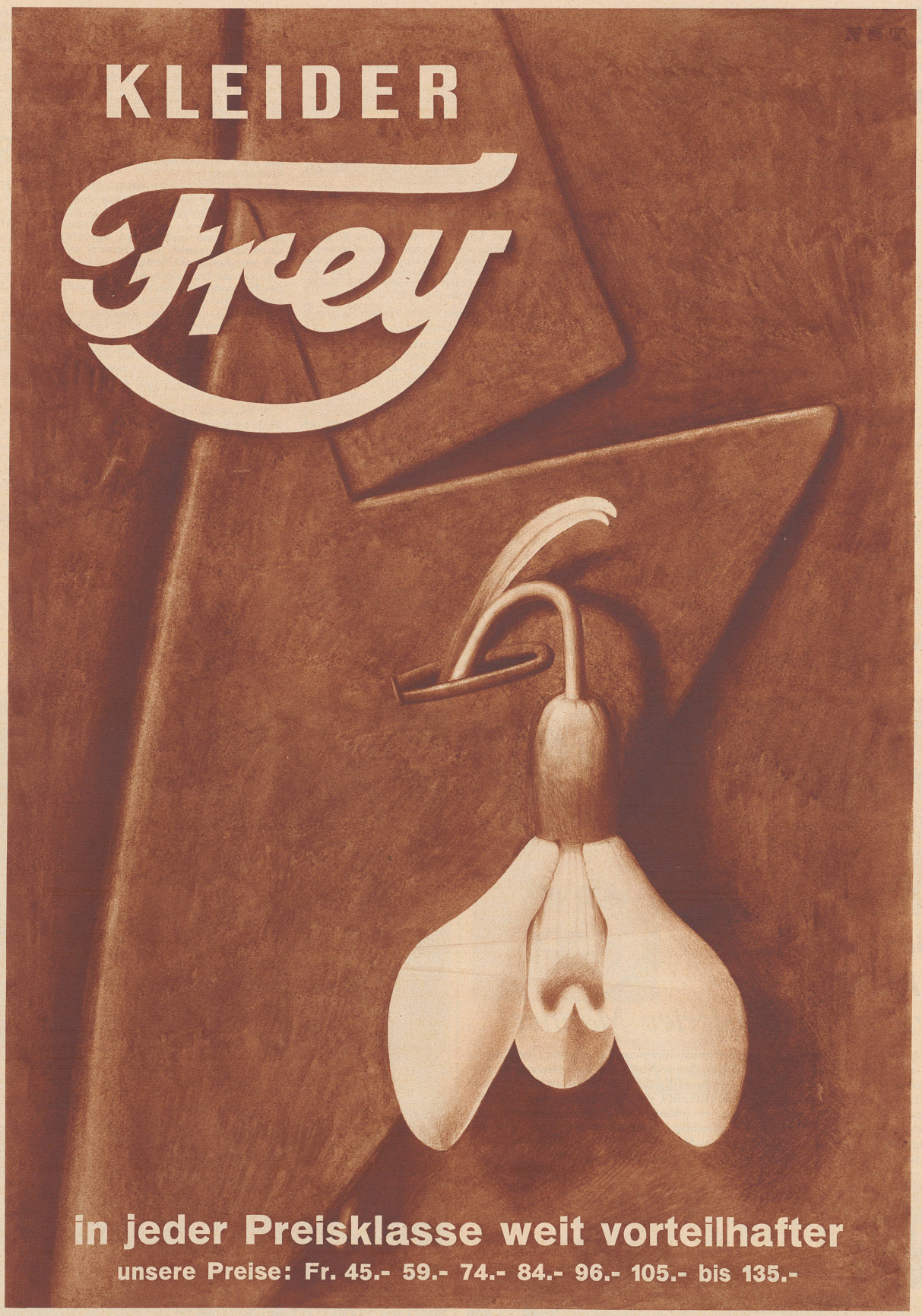
Zwei oder drei Tage mochte er es bei der Arbeit auf dem Feld, die er mit dem Knecht Haniß zusammen wieder aufnahm, aushalten. Bald mit Groll und Widerwillen, bald mit Sehnsucht schaute er über die Aecker hin gegen die Stadt. Wie ihn dieser Nievergelt klein gemacht, wie ihn dieses Trudi vor die Türe gesetzt hatte! Und noch kurze Zeit vorher war vor ihm alles auf dem Bauche gekrochen. Was Nievergelt ihm gesagt hatte, war lauter Schwindel, nur darauf berechnet, Peter zu verwunden, ihn vor dem schönen blonden Mädchen herunterzumachen, sein Selbstbewußtsein zu vernichten. Dieser Halunke hatte ihm das Mädchen weggenommen. Im Grund genommen war sie nicht besser als Nievergelt. Vielleicht steckte sie mit ihm zusammen unter einer Decke. Vielleicht hatte sie von dem Geld, das er ihr schenkte, Nievergelt geben müssen?

Langsam, aber tief und brennend kam die alte Wut noch einmal über ihn. Er wollte diesen Leuten zeigen, daß er noch da war, daß er Peter Hotz, der Millionär Peter Hotz war. Noch einmal wollte er der reiche Mann sein, wollte er die Menschen im Staube vor sich liegen sehen.

In der Stadt war ein Fest im Gange. Aus der Zeitung erfuhr Peter, daß Nievergelt, Präsident des Festkomitees, am Abend auf dem Festplatz sprechen werde. Er füllte die Hosentaschen und die Rocktaschen mit Fünflibern und Goldstücken, die Brusttaschen mit Banknoten. Schwer hingen die Taschen von seinem Körper nieder. Mit einer kurzen Leiter bewaffnet, machte er sich am späten Nachmittag auf den Weg.

Die Festhütte lag am Ende eines großen Platzes, in dessen Mittelpunkt das Denkmal eines verdienten Mannes stand. Der verdiente Mann stand, in Bronze gegos-

(Fortsetzung Seite 407)



Frey-Filialen: Basel — Bern — Zürich — Winterthur — St. Gallen — Schaffhausen — Rorschach — Chur — Zug — Luzern — Aarau — Olten — Solothurn — Thun — Burgdorf — Biel — Fribourg — Chaux-de-Fonds — Neuchâtel — Lausanne — Genève

sen, barhäuptig und im Frack auf einem hohen, polierten Granitsockel. Er hatte eine Hand auf ein Buch gelegt, das auf einem schmalen Postament vor ihm lag, während die andere eben im Begriffe war, zu einer großen Rednergeste auszuholen. Man hatte das Denkmal erst vor kurzem zur Eröffnung des Festes enthüllt und eingeweiht. Es schien dem Volke nicht übel zu gefallen, denn wer immer zur Festhütte gehen mochte, stand vor dem ehernen Mann einen Augenblick still.

Auf den Abend war auf dem Festplatz ein großer Strom Volkes zu erwarten. Die größte aller Blechmusikgesellschaften der Stadt hatte ein Platzkonzert angesagt.

Es war ein heiterer, milder Juniabend. Als es von den Türmen sieben Uhr schlug, hatte sich die Blechmusik auf einem Podium vor der Festhütte aufgestellt und dröhnte nun einen beschwingten Marsch über den Platz hin, der von Menschen wimmelte.

Auf diesen Augenblick hatte Peter, der mit seiner Leiter abseits stand, gewartet. Ein Knabe stand neben ihm, dem er ein Trinkgeld versprochen hatte, wenn er die Leiter nachher forttragen werde. Während die versammelte Volksmenge der Musik zujubelte, kletterte Hotz unbemerkt auf den Sockel des Denkmals empor. Der Junge empfing seine Belohnung und machte sich mit der Leiter aus dem Staube.

Die Gesichter der Volksmenge waren der Festhütte zugewandt, wo die Musik soeben eine zweite Weise ertönen ließ. Als diese zu Ende war, schickte ein befrackter Herr sich an, die mit Tannenzweigen bekränzte Rednerkanzel zu besteigen, um einige Worte an das Volk zu richten. Es war Nievergelt, der eine mächtige Rosette mit Schleife im Knopfloch seines Frackes trug. Als er mit weithin schallender Stimme begann:

«Verehrte Festgemeinde, liebe Leute von Nah und Fern», erschollen vom Denkmal her, ebenso vernehmlich, aber rauh und schneidend, die Worte:

«Halt's Muul, du Fötzel!»

Peter Hotz erschrak ein wenig ob dem Schall seiner eigenen Stimme. Der befrackte Herr mit der Rosette schien den Zwischenruf überhört zu haben und sprach weiter:

«Wir sind hier zusammengekommen, um ein Fest zu feiern, ein Fest des Volkes, ein Fest der Zusammengehörigkeit».

Inzwischen hatten sich die Näherstehenden bereits nach dem Denkmal umgewandt und den seltsamen kleinen Mann bemerkt, der neben dem ehernen, verdienten Manne stand und der nochmals, mit verdoppelter Kraft schrie:

«Halt's Muul, du Fötzel!»

Nun verstummte Nievergelt. Die Gesichter der Masse wandten sich drohend dem Denkmal zu. Man schrie nach der Polizei, man schrie: «Herunter mit ihm!»

Peter Hotz ließ sich nicht beirren. Er griff in einen Hosensack und warf eine Handvoll Fünfliber unter die Leute. Die Leute lachten und bückten sich, um das Geld aufzuheben.

«Bückt euch!» rief Peter Hotz und warf eine zweite Handvoll hinaus. «Bückt euch, bückt euch, bückt euch!» rief er immer lauter, immer weiter warf er das Geld in die Volksmenge hinein. «Bückt euch, bückt euch!» rief er heiser vor Erregung und schöpfte mit beiden Händen aus seiner rechten und seiner linken Tasche. Das Volk, soeben noch eine andächtige Gemeinde, die einer Blechmusik und einem Festredner zu lauschen gesonnen war, hatte sich zur wogenden Masse verwandelt. Alles drängte auf das Denkmal zu; die Polizisten, die den Sockel des Denkmals umstellen wollten, wurden weggerissen.

«Bückt euch!» rief Peter Hotz mit heiserem Lachen der Volksmenge zu. Alles bückte sich und wieder prasselte eine Handvoll Fünfliber auf das Pflaster, auf die Rücken, wieder schnellten tausend Hände nach dem ausgestreuten Geld. «So ist's recht, bückt euch!» gröhlte er und griff immer tiefer in die Taschen und streute die Silberstücke ringsumher.

«Ich habe noch mehr!» jauchzte er halb von Sinnen, als der Inhalt der Hosen- und Rocktaschen zu Ende war und die Volksmenge ihm jubelnd zuklatschte, «ich habe noch mehr, ich bin Millionär!» Und so zog er ein Päcklein Banknoten aus der Brusttasche und ließ eine nach der andern niederflattern. Ein leichter Windstoß trug die Scheine ins Weite, tausend Gesichter folgten ihnen, zweitausend Hände griffen in die Luft nach ihnen und dort, wo ihr Flug zu Ende war, schlugen sich die Leute um das Geld. «Bückt euch, auf die Knie!» brüllte Peter Hotz mit gellender Stimme, und sie bückten sich, sie knieten wild zur Erde rings um ihn und den verdienten Mann neben ihm auf dem Sockel. Er aber löste nun gemächlich Banknote um Banknote vom Bündel, streute eine hierhin, eine dorthin in den Wind hinaus. Die Masse wogte in wildem Aufruhr, in Scharen jagten sie dem Flug der Papiere nach, während andere sich näher zum Denkmal drängten, um etwas zu erhaschen. Als er den letzten Schein fortgeworfen hatte, schrie er überlaut über die Köpfe hin:

«Bückt euch, bückt euch, auf die Knie, ihr Sauhunde, ihr Sauhunde!»

In diesem Augenblick hatte ein starkes Polizeiaufgebot den Weg zum Denkmal freigemacht und Leitern angelegt, um den Gröhler herunterzuholen.

«Halt!» rief er gebieterisch dem Polizeimann zu, der eine Leiter erstiegen hatte und nach ihm greifen wollte. Dann spuckte er im weiten Bogen in die Leute hinaus und kletterte die Leiter hinab.

Unterdessen war die Dämmerung eingebrochen. Peter Hotz wurde verhaftet, und die Blechmusik setzte mit vollen Akkorden wieder ein.

Das war der letzte Triumph, den Peter Hotz, genannt «Millionen-Hotz», feierte. Zunächst wurde er gefangen gesetzt, trotz seiner Weigerung, trotz seiner Drohung, er mache Schluß. Die Bank, die ihm Kredit gegeben hatte, versuchte, ihn wegen Betruges anzuklagen, Nievergelt klagte wegen Ehrverletzung, die blonde Trudi wegen Hausfriedensbruches. Die Vormundschaftsbehörde ergriff Besitz von seinem Haus und Hof. Die Prozesse, in denen Peter Hotz das letzte Geld verlor, das er daheim noch im Strumpf gehabt hatte, waren bald erledigt. Die Strafklage der Bank wurde abgewiesen. Die Vormundschaftsbehörde verkaufte Haus und Land. Der Knecht Haniß durfte beim neuen Besitzer bleiben. Nach der Begleichung von Peters Schulden blieb ein kleines Vermögen, das so viel Zinsen trug, daß Peter Hotz auf der Gemeindekasse jeden Monat einen Fünfliber abholen und für sich verbrauchen konnte; außerdem wurde den Leuten, bei denen er wohnte und arbeitete, so gut es ging, ein kleines Kostgeld bezahlt. Der Name «Millionen-Hotz» aber blieb ihm.

Als er das Kämmerlein einräumte, das ihm von der Gemeinde zugewiesen wurde, fand er zwischen seinen wollenen Strümpfen den Briefumschlag mit der Aufschrift: «An meinen Sohn Peter Hotz», den er damals in seiner Gier nach dem Geld beiseite gelegt und wieder vergessen hatte. Der Umschlag enthielt nur einen Zettel, auf dem mit großer sorgfältiger Schrift zu lesen stand:

«Peter Hotz! Wenn du diese Worte liesest, bin ich gestorben, vielleicht schon im Grab. Du hast mir mit deiner Großhanserei viele Sorgen bereitet, ich habe dir darum im hintersten Strumpf dieser Schublade etwas zurückgelegt, was du in der Not einmal gebrauchen kannst. Im übrigen laß die Hände vom Geld. Suche das Gute, auf daß wir uns wiedersehen im Himmel.

Deine Mutter.»

Es war ein Sommernachmittag, als Peter Hotz diese Worte zum ersten Male las. Draußen auf der Straße spielten Kinder. «Im Himmel», rief plötzlich eines aus. Peter Hotz trat ans Fenster und schaute den Kleinen zu, wie jedes seinen Scherben auf der Schuhspitze in den Himmel tragen wollte. Und so nahm auch er den Scherben seines Lebens auf die Schuhspitzen, um den Weg durch die staubigen Felder zu ziehen, die noch vor ihm lagen.

ENDE

Wohltuend

empfindet die Haut das tägliche Pudern. Auch wenn die Zeit zum Baden nicht mehr reicht fühlt man sich erfrischt und neu belebt durch den Gebrauch von

Vasenol

KÖRPER-PUDER

ERHÄLTLICH IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN
GENERALDEPOT: DOETSCH, GRETHER & CIE. A.-G., BASEL